

MATTHIAS SCHARER

Erstkommunion und generationenübergreifende Eucharistiekatechese

Die Intensität der Vorbereitung und Gestaltung des Erstkommuniontages steht in keinem Verhältnis zur Eucharistiepraxis der Kinder. M. Scharer, Professor für Katechetik an der Katholisch-Theologischen Hochschule in Linz, sucht nicht nach Schuldigen und bietet auch keine Patentrezepte zur „Besserung“ der Lage an. Er plädiert für einen radikalen Perspektivenwechsel von der jahrgangsweisen, versorgenden Katechese zur generationenübergreifenden Sicht. Die Kinder sind nicht bloß Objekte der katechetischen Bemühung, sondern Subjekte eines Geschehens, in das auch Erwachsene miteinbezogen werden. Dies wird nicht zuletzt anhand biographischer Erinnerungen deutlich. (Redaktion)

1. Die Kluft zwischen Eucharistiepraxis und Eucharistiekatechese

Wer am Weißen Sonntag oder an einem anderen von Pfarrgemeinden festgelegten Erstkommuniontag (Basisgemeinden bevorzugen zunehmend den Gründonnerstag) über die Lande fährt, begegnet vielerorts volkskirchlich geprägten Erstkommunionfeiern. Besonders in kleineren Orten ist an diesem Festtag alles auf den Beinen: Vereine und Verbände, Kirchenchor und Blasmusik, Schulkinder und Jugendgruppen usw., um den Erstkommunionkindern ein schönes Fest zu bereiten. Viele Mütter und Väter lassen sich die Vorbereitung auf die Erstkommunion ihrer Kinder einiges „kosten“. Es geht dabei nicht nur um Kleider, Geschenke oder Ausflüge, sondern auch um die Zeit, die sie für die Vorbereitung investieren. Sie besuchen Elternabende, um die Erstkommunion mit den Verantwortlichen in der Pfarre vernünftig zu planen,

sie engagieren sich für das anschließende Frühstück oder für sonst eine Aktion, mit der das Fest gestaltet wird. Manche Eltern interessieren sich sogar dafür, was ihre Kinder in der Vorbereitung auf die Erstkommunion im Religionsunterricht und in der Erstkommuniongruppe lernen. Einige wenige Mütter aus der Pfarre – selten sind es Väter – sind zusätzlich bereit, eine Erstkommuniongruppe zu leiten; dies ist in einer Gesellschaft, die die Bildung und zunehmend auch die Erziehung der Kinder von „Experten“ besorgen lässt, keineswegs selbstverständlich.

Im Vergleich zur Bußkatechese, die von Seiten der Erwachsenen durch vielfache Verwundungen ihrer eigenen Beichtgeschichte erschwert ist, oder im Vergleich zur Firmkatechese, die von den pubertierenden Jugendlichen her spezifische Schwierigkeiten aufweist, scheint die Eucharistiekatechese anlässlich der Erstkommunion auf den ersten Blick problemlos zu „funktionieren“ und den Beteiligten relativ viel Freude zu machen.

Diesem positiven Befund hinsichtlich der Gestaltung des Erstkommuniontages und der Eucharistiekatechese in kleinen Gruppen steht eine ernüchternde Eucharistiepraxis der Kinder, Jugendlichen und vor allem der Erwachsenen gegenüber. Maximal 30 % aller zum Gottesdienstbesuch „verpflichteten“ Katholiken feiern den Sonntagsgottesdienst auch tatsächlich mit. Unter ihnen sind überdurchschnittlich viele ältere Menschen – vornehmlich Frauen, also solche, die weder als Eltern noch als Kinder oder Verantwortliche von der Eucharistiekatechese unmittelbar betroffen sind. Dennoch werden bis heute

nahezu 90 % der getauften Kinder zur ersten hl. Kommunion und zum Sakrament der Buße geführt, also zu einer Praxis, die vom Großteil der Erwachsenen, vor allem auch von den Eltern der betroffenen Kinder, nicht mehr abgedeckt ist.¹

Nach der liturgischen Bewegung am Beginn unseres Jahrhunderts und nach dem liturgischen Impuls des II. Vatikanums, das die Erneuerung der Liturgie zu einem Hauptanliegen gemacht hat, scheint eine Eucharistiemüdigkeit eingetreten zu sein; A. Adam bezeichnet sie als Verfall des „Kurswertes“ der hl. Messe². D. Emeis³ spricht davon, daß in Europa eine Zeit der Kirchengeschichte, nämlich die der Volkskirche, endgültig zu Ende gehe und sich das in der Sakramentenpraxis deutlich zeige; wie die neue Zeit aussehen werde, wisse derzeit niemand. Daß aber die in der 2. Klasse der Grundschule stattfindende Erstkommunion und die auf sie vorbereitende Katechese der zu Ende gehenden volkskirchlichen Zeit angehören, das bezweifelt wohl kaum jemand.

„Die Hinführung von Kindern zu den Initiationssakramenten war in einer Zeit plausibel, da die Eltern bzw. das gesamte Erziehungsmilieu mehr oder weniger christlich geprägt waren und somit ein Wachsen zu einer selbständigen Glaubenshaltung förderten“⁴. Wie verantwortbar ist aber eine jahrgangsweise Kinderkatechese in einer differenzierten und weitgehend säkularisierten Gesellschaft, in der die einzelnen Glaubensgeschichten von Menschen nicht mehr von einem kirchlichen Milieu geprägt werden und das Alter kaum mehr einen Hinweis auf die tatsächliche individuelle Glaubensgeschichte gibt? Die gegenwärtige Situation

der Sakramentenkatechese ist „von großer Ungleichzeitigkeit“⁵ geprägt.

2. Katechetische Herausforderung

Es ist nicht verwunderlich, daß die sich ständig vergrößernde Kluft zwischen Eucharistiepraxis und -katechese zu einem zunehmenden Leidensdruck, ja oft zur Resignation der ehren- und hauptamtlichen Katecheten und Seelsorger führt. D. Emeis spricht das Gefühl der Erfolgslosigkeit an, „wenn schon am Sonntag nach der feierlichen Erstkommunion den meisten Kindern das Geschenk der sakramentalen Christusgemeinschaft nicht mehr wichtig ist“ oder nur „... für zwei von zehn mit der Erstkommunion eine Geschichte der Christusgemeinschaft beginnt“.⁶

Diese schwierige Situation wird häufig zum Nährboden für blinde Schuldzuweisungen und kurzsinnige Rezepte, wie man am schnellsten aus dem Dilemma herauskommen könnte. Der „Schwarze Peter“ landet dann abwechselnd bei den Kindern, die ohne religiöse Substanz in den Religionsunterricht bzw. in die Gemeindekatechese kämen, bei den Eltern, die sie zuwenig religiös erzogen hätten, bei den Religionslehrern und Seelsorgern, die den Kindern nicht mehr die eigentlichen Glaubenswahrheiten beibrachten oder bei der Gesellschaft, die in zunehmender Gottlosigkeit und Kirchenferne versinke. Parolen wie „Zurück zu den Inhalten“ und offensive Katechetisierungsversuche, wie sie unter dem Schlagwort „Neuevangelisierung“ häufig vorgeschlagen werden, versprechen scheinbar eine Patentlösung für ein multifaktorielles Problem. Demgegenüber vertrete ich folgende Hypothesen:

¹ Vgl. D. Emeis/K. H. Schmitt, Handbuch der Gemeindekatechese, Freiburg 1986, 192.

² A. Adam, Eucharistiefeier. Quelle und Gipfel des Glaubens, Freiburg 1991, 9.

³ D. Emeis, Zwischen Ausverkauf und Rigorismus. Zur Krise der Sakramentenpastoral, Freiburg 1991.

⁴ K. H. Schmitt, Thesen zur Sakramentenkatechese, in: KatBl 115 (1990), 48.

⁵ K. H. Schmitt, Thesen zur Sakramentenkatechese, a.a.O. 48f.

⁶ D. Emeis, Zwischen Ausverkauf und Rigorismus, a.a.O. 28f.

1. Aus dem offensichtlichen Dilemma zwischen den Jahrgangsweisen, noch weitgehend volkskirchlich gefeierten Erstkommunionfesten für fast alle katholisch getauften Kinder und den sie begleitenden, vielfach engagierten und dennoch zunehmend erfolgloser werdenden Eucharistiekatechesen führen weder Schuldzuweisungen noch immer angestrengtere Katechetisierungsbemühungen der Erwachsenen heraus.

2. Der Praxis dieser immer noch „versorgenden“ Eucharistiekatechesen und ihren Hilfsmitteln (Behelfen, Medien) liegt die – (meist) unausgesprochene – Annahme zugrunde, daß die Kinder von den Erwachsenen Eucharistie „lernen“, und diese in der Art Erwachsener begreifen sollten.

3. Unter dieser Voraussetzung ist kritisch zu bedenken, inwiefern eine generationenübergreifende Eucharistiekatechese, die Kinder und Erwachsene in gleicher Weise ernst nimmt, sowohl sakramententheologisch als auch biographisch als auch kirchlich-gesellschaftlich angemessener wäre; es ist zu fragen, welche Impulse sich aus der Perspektive ergeben, daß sich die Eucharistiekatechese zwischen Kindern und Erwachsenen „abspielt“ und weder *für* sie noch *ohne* sie gestaltet wird.

3. Generationenübergreifende Eucharistiekatechese – mehr als ein Schlagwort

Das Konzept einer christlichen Erziehung als „generationenübergreifendes Lernen“ (gemeinsam leben und glauben lernen

zwischen den Generationen) hat der Tübinger Religionspädagoge K. E. Nipkow in Diskussion gebracht.⁷ Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist ein neues Autoritätsverständnis. Die Erwachsenen sind die „Autorität“, d. h. die „Urheber“ einer Wertorientierung, eines Lebensbeispiels und einer Glaubenspraxis, die die Kinder und Jugendlichen bereits vorfinden. Sie geben diese nicht einfach an die nächste Generation weiter, sondern sind – als selber Entwicklungs- und Lernfähige – in gemeinsamen Lernsituationen mit den Kindern und Jugendlichen verbunden. Dementsprechend sind nicht mehr die Erwachsenen, also die Eltern, Tischmütter, Seelsorger und – nicht zu vergessen – die Autoren katechetischer Behelfe die ausschließlichen oder primären „Buchstaber“⁸ des Eucharistieglaubens, sondern die Kinder selber. Sie werden als religiöse Subjekte anerkannt. Gott ist in ihnen lebendig, noch bevor die Katechese beginnt! Kinder begegnen „den Kindergott unter dem Arm“, in der frühen Katechese dem Kirchengott⁹.

Generationenübergreifende Eucharistiekatechese wird zu einem „Inkulturationsprozeß“ zwischen dem mythisch-wörtlichen Glauben der Kinder und dem individuierend-reflektierenden Eucharistieverständnis Erwachsener¹⁰.

3.1. Beispiele aus dem Alltag

Wie Kinderglauben und Erwachsenenglauben aufeinander bezogen sind, erläutere ich an zwei Beispielen:

⁷ K. E. Nipkow, *Grundfragen der Religionspädagogik*, Band 3, *Gemeinsam leben und glauben lernen*, Gütersloh 1982.

⁸ Dieses Wort ist ein Übersetzungsversuch des in der Praxis lateinamerikanischer Gemeinden gebräuchlichen Begriffes der „*Interlocutores*“, der Armen, die in ihrer Situation das Evangelium authentisch auslegen.

⁹ A.-M. Rizzuto, *The Birth of the Living God. A Psychoanalytic Study*, Chicago 1973.

¹⁰ Zu den Begriffen vgl.: J. W. Fowler, *Glaubensentwicklung. Perspektiven für Seelsorge und kirchliche Bildungsarbeit*, München 1989, 76–139.

Am allgemeinsten kann man die kindliche Religiosität mit dem von Paul Ricoeur geprägten Begriff der „ersten Unmittelbarkeit oder ersten Naivität“ beschreiben. Die Realwelt des Kindes ist gleichzeitig seine Symbolwelt und die Symbole sind unmittelbar zugänglich; das Kind lebt in einer repräsentativen

a) Eine Kindheitserinnerung:

Der Ortspfarrer hatte mir – ungefähr um das Erstkommunionalter herum – von einer Wallfahrt eine Spielmonstranz mitgebracht. Ich weiß noch genau, wie sie aussah: ungefähr 20 cm hoch, mit vielen Türmchen und Zacken, das Ganze aus Aluminium; in der Mitte war ein rotes Plastikblättchen, das eucharistische Brot. Mit dieser Monstranz und anderen „liturgischen Geräten“, für die ich Küchengeräte verwendete, spielte ich unter Beisein einer alten Großtante, die sich in mein rituelles Spiel bald als Ministrantin, dann wieder als Mesnerin oder als Volk verständnisvoll einfügte, stundenlang Messe. Ich konnte auch selber im Spiel die Rollen wechseln; was ich gerade spielte, war unmittelbare Wirklichkeit. Ich erinnere mich bis heute an Zornesausbrüche gegenüber meiner Großmutter. Sie konnte mit der Ernsthaftigkeit meines Spieles nichts anfangen und sagte: „Das bist du ja nicht wirklich, du bist doch der Matthias!“

b) Erstkommunion in einer Gemeinde:

In einer mittelgroßen Pfarre hatten bei der Erstkommunion fünf Buben – ohne daß es die Verantwortlichen zunächst merkten – das eucharistische Brot, anstatt es zu essen, in die Hosentasche geschoben. Sie machten Witze und spielten damit, bis sie merkten, daß sie doch beobachtet wurden. Nach dem Gottesdienst vom Pfarrer zur Rede gestellt, antwortete ein Bub: „Ich wollte, daß mein Vater mit mir zur Erstkommunion kommt, aber er hat nur ge-

sagt: ‚Diesen Hokuspokus mach ich nicht mit!‘“

3. 2. Religionspsychologische Deutung

Im ersten Fall stehen ein Kind, das noch ganz in der Phase des imaginativen Spieles lebt, und eine verständnisvolle, das kindliche Spiel als dessen unmittelbare Wirklichkeit akzeptierende Großtante in Beziehung. Die Großtante toleriert das kindliche Symbolspiel nicht nur, sondern fügt sich darin ein, spielt das Spiel mit. Daß die Alltagsbeziehung zwischen Kindern und Erwachsenen auch anders sein kann, zeigt die Reaktion der verständnislosen Großmutter: sie argumentiert aus einer typischen Erwachsenenlogik heraus, der die unmittelbare Symbolwirklichkeit des Imaginationsspiels verschlossen bleibt.

Nicht nur die Symbolhandlung, auch die Symbolgegenstände, die im Spiel verwendet werden, haben große Bedeutung. Am auffälligsten ist die Spielmonstranz, die in ihrer Abgeschlossenheit und Eindeutigkeit eine bestimmte Symbolhandlung – nämlich den eucharistischen Segen – und alles, was mit der Aufbewahrung der Eucharistie außerhalb der Eucharistiefeier an theologischen Auffassungen verbunden ist, nahelegt. Anders als bei den Spielmonstranz sind bei den liturgischen Geräten aus der Küche die Bedeutungen offen; sie können vom Kind selber bestimmt werden und auch sehr schnell wechseln.

Im zweiten Fall begegnen einander das Erstkommunionkind und sein Vater. Die

Symbolwelt; es kann mit den Symbolen noch nicht diskursiv umgehen; also sie z. B. nicht als solche erkennen bzw. interpretieren. Es bleibt offen, wie früh heute – vor allem durch den Einfluß der Medien – die erste Unmittelbarkeit gestört oder zerstört wird, bevor sie die Kinder ab ca. zehn Jahren in ihrer Entwicklung von selbst zurücklassen. Vorher denkt und empfindet das Kind animistisch und magisch. Im Verhalten Gott gegenüber kommt es nach der frühen Totalabhängigkeit, in der zuerst die Eltern, dann Gott die Ursache von allem sind, zum Verhandeln mit Gott: „Ich gebe dir“ (Wohlverhalten, Gebete usw.), „damit du mir gibst“ (Geborgenheit, Sicherheit usw.). F. Oser/P. Gmünder nennen das die Entwicklung von der „Deus-ex-machina“-Stufe zur „Do-ut-des“-Stufe (vgl. F. Oser, Wieviel Religion braucht der Mensch? Erziehung und Entwicklung zur religiösen Autonomie, Gütersloh 1988, 44–51). Der Amerikaner J. Fowler spricht von der Entwicklung vom „magisch-numinosen“ zum „eindimensionalwörtlichen“ Glauben.

Sehnsucht des Kindes, daß der Vater an der Erstkommunion teilnehmen möge, wird von einer kritisch-aufgeklärten, die kindliche und insgesamt die religiöse Welt abwertenden Antwort, abgewehrt. Der „Hokuspokus“ des Vaters – der Begriff verweist auf die lateinischen Worte des Einsetzungsberichtes: „Hoc est enim corpus meum . . .“ – ist eine sprechende Metapher für dessen Abwertung des liturgischen Geschehens: in der Messe geschieht etwas spielerisch Unwirkliches, nichts Logisches und handfest Greifbares. Wer in der Praxis der Eucharistiekatechese erfahren ist und die grundlegenden Strukturen religiöser Entwicklung im Kindesalter versteht, weiß um die sinnstiftend-heilende Kraft des Symbolspiels von Kindern, aber auch um die jede Religiosität zerstörende Wirkung der kritisch-abwertenden Reaktion der Großmutter im ersten und des Vaters im zweiten Fall. Solche Alltagsszenarien prägen – ob sie eine unmittelbare Glaubenthematik aufweisen oder allgemein menschlich-religiöser Natur sind – die Entfaltung kindlicher Religiosität und die Inkulturation der Glaubenssymbolik in die religiöse Biographie von Kindern vermutlich wesentlich nachhaltiger als geplante katechetische Prozesse. Letztere etablieren sich im Bewußtsein des Kindes oft als Sonderwelt und können deshalb nur in bestimmten, zu dieser religiös-kirchlichen Sonderwelt gehörenden Lebenssituationen wirksam werden.

3. 3. Theologische Deutung

Wenn wir der Religiosität von Kindern und dem, was sich in der Interaktion zwischen Kindern und Erwachsenen an religiös Bedeutsamem abspielt, nicht nur religionspsychologisch, sondern auch sakramententheologisch und liturgisch gerecht werden wollen, dann sind wir zunächst auf die unmittelbare, präsenta-

tive, vielsinnig zugängliche Symbolwirklichkeit der Eucharistie verwiesen und zwar nicht nur im „heiligen Spiel“ lebendiger Liturgie selber: auch in den Alltags-szenarien, in denen Kinder und Erwachsene leben und kommunizieren, finden sich eucharistische Spuren. Aus der Perspektive des präsentativen Symbolzuges gehören sie keineswegs in das Vorfeld, sondern sie betreffen die Mitte des christlich-kirchlichen Eucharistieglaubens:

- Die Symbolik des gemeinsamen Essens, bei dem niemand ausgeschlossen wird, des Feierns und der alltäglichen Kommunikation miteinander.
- Die Symbolik der erinnernden Vergegenwärtigung im Imaginationsspiel der Kinder, das Erwachsene verständnisvoll mitspielen.
- Die Symbolik des Verdanktseins und des Dankens, überall dort, wo Eltern ihre Kinder nicht als Besitz in Beschlag nehmen und als Objekte ihrer Sehnsüchte und Erwartungen missbrauchen, sondern in Gesten und Worten ausdrücken: Du bist von Anfang an ein eigenständiger Mensch, über den wir nicht verfügen können.
- Die Symbolik von Solidarität und recht verstandenem Opfer, überall dort, wo Eltern für ihre Kinder da sind und mit ihnen solidarisch leben, ohne sie zu Objekten ihrer aufopfernden Fürsorge zu machen.

J. Werbick spricht von einer assoziativen „Logik“ der Bilder und Symbolhandlungen der Eucharistie, die den theologischen Theorien über Wesen und Wirkung des Sakramentes zugrundeliegen und die „von einer zentralen Lebenssituation her – nicht nur gedanklich, sondern erlebnishaft deutlich (machen), in welchem Sinne die Wirklichkeit unseres Lebens eine von Gott angenommene und ‚erlöste‘ Wirklichkeit ist . . . Diese in die sakramentalen Symbolhandlungen hereinspielenden Bilder bewegen den Glaubenden, in der

jeweiligen Symbolhandlung ganz bestimmte Rollen zu übernehmen und in dieses Rollenspiel das eigene Leben mit all seinen Möglichkeiten und Konflikten einzubringen. Es ist die Verheißung der Sakramente, daß Gott selbst im sakramentalen Spiel „mitspielt“, daß er den Glaubenden im Sakrament von seinem unsterbaren Leben/von seiner unüberwindlichen Liebe mitteilt.“¹¹

4. Herausforderungen für die Theologie und für die kirchliche Ordnung

Die kirchlichen Zulassungsbedingungen von Kindern zur Eucharistie sind an ein – zumindest minimal vorhandenes – diskursives Verständnis der sakramentalen Symbolik gebunden.¹² Mit dieser Fixierung auf ein Kriterium, das für einen verantworteten Erwachsenenglauben unabdingbar notwendig ist, kommt aber allzuleicht das Spezifische des Eucharistieglaubens der Kinder aus dem Blick: das unmittelbare Leben in den Symbolen, das durch eine übereilige, begriffsbezogene Eucharistiekatechese gestört oder gar zerstört werden könnte. Die Erwachsenen selber hätten in einer generationsübergreifenden Symbolkommunikation die Chance, auf die religiöse Eigenständigkeit der Kinder aufmerksam, ihr gegenüber tolerant, wenn nicht sogar aufgeschlossen zu werden. Kinder könnten Erwachsenen u. U. einen Wachstumsprozeß durch den kritisch verantworteten Glauben hindurch zu einer neuen Unmittelbarkeit im eucharistischen Symbolgeschehen ermöglichen. Ein solcher würde

dann sinnvoller Weise durch eine, dem liturgischen Vollzug nachgeordnete, mystagogische Katechese begleitet, wie wir sie aus der Väterzeit kennen.

Haben dann die theologischen Denkanstrengungen um eine adäquate Begrifflichkeit für das eucharistische Symbolgeschehen in der Katechese keine Bedeutung mehr? Genau das Gegenteil ist der Fall: Das Beispiel aus meiner eigenen Eucharistiegeschichte zeigt, wie gefährlich auf der unmittelbaren Symbolebene theologisch unreflektiertes Handeln Erwachsener mit Kindern werden kann: die Spielmonstranz, die mir mein alter Pfarrer geschenkt hatte, war sicherlich gut gemeint; sie war aber klassischer Ausdruck einer Eucharistielehre, die in der reformatorisch strittigen Frage um die Aufbewahrung und Verehrung der Eucharistie außerhalb des Gottesdienstes ihr elementares Anliegen sah; sie entsprach auch der Eucharistietheologie, die in meinem Religionsbuch – in der Begriffssprache allerdings wesentlich weniger wirksam als in den Bildern und Symbolgegenständen – vermittelt wurde.

Nicht erst Erwachsene, auch schon Jugendliche und Kinder ab der Entwicklung des formal-operatorischen Denkens (ca. 10/11 Jahre), das eine Wahrnehmung der Symbole als Symbole, also einen diskursiven Symbolzugang ermöglicht, sollen Schritt für Schritt in die theologische Bedeutung des eucharistischen Geschehens eingeführt werden. Gerade bei Jugendlichen, die sich zunächst vom – als kindlich erlebten – unmittelbaren Symbolzugang

¹¹ J. Werbick, Brot des Lebens – Kelch des Heiles, in: Prediger und Katechet 124 (1984/85), 216f.

¹² Seit dem Dekret „Quam singulari“ Papst Pius X., das die Sakramentenkongregation am 15. August 1910 publizierte, ist klar:

– Das Unterscheidungsalter sowohl für die Erstbeichte als auch für die erste hl. Kommunion ist dasjenige, in dem das Kind zu denken beginnt, d. i. nach römischer Meinung ungefähr das 7. Lebensjahr.
– Zur ersten Beichte und zur ersten hl. Kommunion ist soviel Kenntnis der christlichen Lehre erforderlich, daß das Kind die zur Seligkeit unumgänglichen Glaubensgeheimnisse nach dem Maß seiner Fassungskraft verstehen und das eucharistische Brot von gewöhnlichem Brot unterscheiden kann.

Im wesentlichen haben sich diese Kriterien bis in das neue Kirchenrecht durchgehalten, wo unter Canon 913 und 914 von der „Teilnahme der Kinder an der heiligen Eucharistie“ die Rede ist.

absetzen wollen, kann ein sachlicherer, weniger persönlich involvierender Eucharistiebezug willkommen sein.

Aber auch für die begriffliche Artikulation des Eucharistiegeschehens in der Katechese muß gelten, daß die Wahrheit der Eucharistie, die wir als Realsymbol der Liebe und Nähe Gottes in Jesus Christus durch den Hl. Geist im kirchlichen Dankopfermahl feiern, dem Verstehen vorgeordnet ist; dies heißt keineswegs, daß die systematischen Artikulationen dieser Glaubenswahrheiten der Praxis des Glaubens und seiner Auslegung in der alltäglichen Glaubenskommunikation von vornherein und für alle Zeiten vorgegeben sind. Die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen „verstehen mit ihrer ganzen Lebenspraxis, wer Gott ist; miteinander kommunizierend bringen sie sich dieses Verstehen zu Bewußtsein und zu Wort.“¹³ Die Kätheeketik/Religionspädagogik als wissenschaftliche Reflexion von Kommunikationsprozessen im Glauben und auf Glauben hin muß den systematischen Diskurs immer wieder an die alltäglichen Kommunikationsprozesse anbinden und bedenken, was aus den großen Themen und Begriffen des Glaubens im Alltag wird. Eine fächerübergreifende Zusammenarbeit der Praktischen Theologie mit den anderen theologischen Disziplinen ist deshalb unverzichtbar.

5. Was ist zu tun?

Religionspädagogisch-kätheeketische Theorien und Theoriestücke wie der vorgeschlagene Perspektivenwechsel von der jahrgangsweisen, versorgenden Kinderkätheekese zur generationenübergreifenden Sicht der frühen Eucharistiekätheekese sind keine Rezepte für die Praxis. Sie eröff-

nen vielmehr einen Horizont, von dem aus die gängige Praxis möglicherweise integriert, aber auch stimuliert und kritisiert werden kann.

Was manche Mütter und Väter schon bisher, vor allem bei Eucharistiefeiern im kleinen Kreis, nicht übers Herz gebracht hatten, daß sie ihre Kinder vom Empfang der Eucharistie ausschlossen, wenn sie um diesen batzen, beziehen einige Gemeinden bereits in ihre Praxis ein. Sie legen die Entscheidung für die Teilnahme der Kinder an der Eucharistie ausschließlich in die Verantwortung der Eltern. Erst die „feierliche Kommunion“ ist mit einer systematischen Kätheeketik, deren primäre Adressaten aber die Erwachsenen und erst über sie die Kinder sind, verbunden.

Die generationenübergreifende Perspektive der Eucharistiekätheekese spricht für die Eigenverantwortung der Eltern. Sie sind darin zu stärken und auch daraufhin zu bilden, die eigenständige Religiosität ihrer Kinder zu entdecken, ihr mit Achtung und Toleranz zu begegnen, ja vielleicht sogar sich von ihr im Glauben weiterführen zu lassen.

Aufgabe theologischer Erwachsenenbildung könnte es in Hinkunft sein, Eltern und andere Bezugspersonen von Kindern frühzeitig mit dem aktuellen Wissensstand über die unentflechtbare menschlich-religiöse Entwicklung und Sozialisation von Kindern vertraut zu machen. In existentiell bedeutsamen Bildungsprozessen wäre der einfühlsam-achtsame Umgang mit Kindern als religiösen Subjekten einzuüben und das Verständnis und die Toleranz gegenüber der präsentativen Symbolwelt der Kinder zu fördern. Dies wäre auch ein Beitrag dazu, das „Verschwinden der Kindheit“¹⁴ hintanzuhalten, das nicht nur durch den Einbruch der

¹³ J. Werbick, Glaubenlernen aus Erfahrung. Grundbegriffe einer Didaktik des Glaubens, München 1989, 245.

¹⁴ Vgl. N. Postman, Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt a. M. 1983.

Medien- und Konsumwelt in das Bewußtsein der Kinder, sondern auch durch eine zu frühe Eucharistiekatechese gefördert werden könnte, wenn diese auf einen reflektierten Erwachsenenglauben abzielt. Eine weitere Aufgabe theologischer Erwachsenenbildung wird darin liegen, Erwachsene in ihrem reflektierten Verständnis der Eucharistie zu stärken und sie auf die Bedeutung aber auch auf die Ambivalenz alltäglicher Riten und Symbolhandlungen im Hinblick auf die Eucharistie aufmerksam zu machen: wie bedeutsam es für die menschlich-religiöse Entwicklung ist, wie Kinder zu Bett gebracht werden oder welche Eß- und Feierkultur in einer Familie herrscht; solches wäre auch den Vorstehern der Eucharistie in das Stammbuch zu schreiben, weil es bei ihnen vermutlich nicht weniger medial oder sonstwie verwüstete Eß- und Feierkulturen gibt als in den Familien.

Neben den Bildungsanstrengungen, die an ein möglichst breites Publikum gerichtet sein könnten, hätten die Gemeinden mystagogische Eucharistiekatechesen anzubieten, die davon ausgehen, daß die Teilnehmenden eine Eucharistiepraxis haben; in ihnen wäre vor allem der lebendige Bezug zu den Riten und Symbolhandlungen des Gottesdienstes, aber auch deren Alltagsbedeutung zu erschließen. Solche Katechesen könnten nach Zielgruppen differenziert werden, wobei ein wechselseitiges Lernen von Kindern und Erwachsenen in der Gemeinde große Chancen in sich birgt.

Die mystagogischen Katechesen könnten mit einer jährlich einmal stattfindenden, feierlichen Kommunion der Gemeinde, an der die Kinder und Eltern teilnehmen, die sich für den Empfang der Eucharistie in

diesem Jahr entschieden haben, verbunden werden.

Keine Form der Erwachsenenbildung oder der Katechese kann die Eucharistiefeier selbst ersetzen. Trotz des zunehmenden Hungers nach spiritueller und symbolischer Erfahrung in unserer zweckrationalen Gesellschaft leiden viele Eucharistiefeiern an der intellektuellen oder moralischen „Auszehrung“. Erklärungen und Appelle und nicht das „heilige Spiel“ werden zur Mitte der Feier. Wo die liturgischen Symbole und Rituale nicht in einen lebendigen Kommunikationszusammenhang der feiernden Gemeinde eingebunden sind, in dem das alltägliche Leben mit seinen Konflikten und Spannungen Platz hat, erstarren sie zu bedeutungslosen Klischees. Es ist kein Wunder, wenn Kinder bei „Bildungsveranstaltungen“, „Konzerten“ oder „Vorlesungen“ mit „eucharistischem Anhang“ stören.

„Liturgie als die dichteste aller menschlichen Symbolhandlungen setzt voraus, daß die an ihr Teilhabenden spiel- und dramafähig sind.“ Wenn der Zelebrant selbst „das Ritual so vollzieht, als würde er einen Computer bedienen, macht er es der Gemeinde schwer, Zugang zu den tieferen Schichten der Symbolhandlung zu finden. Wenn die Leiter der Gottesdienste selbst nur wenig Erfahrung haben mit dem Drama des Lebens, also selbst nicht genug hineinverwoben sind in die Konflikte um Liebe und Haß, Tod und Wiedergeburt, Ohnmacht und Hoffnung, wie können sie dann jene Rituale vollziehen, die das Hineinverwobensein in diese menschlichen Grundkonflikte voraussetzt?“¹⁵

¹⁵ D. Funke, Sind wir heute noch symbol- und liturgiefähig?, in: H. Erharter/H.-M. Rauter (Hg.), Liturgie zwischen Mystik und Politik. Österreichische Pastoraltagung 27. bis 29. November 1990, Wien 1991, 57f.